Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 177 (1904)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute.

(Fortsetzung. Vgl. Hinkender Bot 1903.)

St. Niklaus bei Nidau.

Hat der Wanderer, welcher von Nidau die frühere Hauptstraße gegen Aarberg und Bern unter die Füße nehmen will, das erstgenannte Städtchen verlassen, so kommt er gleich vor demselben zu einer stattlichen Gitterbrücke, die über ein breites, still dahinfließendes Wasser führt. Dieses Wasser haben unsere Vorfahren nicht gekannt; denn hier haben wir den künstlich angelegten Ausfluß des Bielersees, welcher seit einem Vierteljahrhundert die Gewässer der Aare und Zihl vereinigt gegen Büren und Solothurn hinunterführt. Etwa 600 Meter unterhalb dieser Brücke reguliert eine mächtige Querschleuse den Abfluß der drei Seen, denn infolge der Juragewässerkorrektion kommt es vor, daß in trockenen Zeiten die Seespiegel derart sinken, daß die Schiffahrt, namentlich was den Dampfschiffverkehr betrifft, an den gewöhnlichen Landungsplätzen geradezu unmöglich wird. In solchen Zeiten müssen dann die Schleusen geschlossen werden, damit das Seeniveau wieder die genügende Höhe erreicht. Gleich jenseits dieser neuen Brücke steigt die alte Poststraße nach Bern steil die sogenannte Hub hinauf, und nun öffnet sich von Schritt zu Schritt bis Bellmund eine äußerst liebliche Aussicht rückwärts auf den ganzen Bielersee mit der Insel und, dem Jura nach hinunter, gegen Solothurn. Hier zeigt sich auf einen Blick, was aus Biel und seiner Umgegend in den letzten Jahrzehnten geworden ist. Wo früher, von einer halben Stunde zur andern voneinander gebaut, die kleinen Städtchen Biel und Nidau und die Dörfer Madretsch, Mett und Bözingen jedes für sich in der Landschaft zerstreut dalagen, erscheinen heute dem Blick alle diese fünf Ortschaften mit einer Gesamtbevölkerung von beiläufig 35,000 Einwohnern zu einer einzigen ineinander fließenden Stadt vereinigt. — Von Nidau weg in einer Stunde und vom Dorf Bellmund weg in einer halben Stunde hat der Wanderer die vor ihm liegende Anhöhe von St. Niklaus, welche mit dem Jensberg links und dem Oberholz rechts das Aaretal vom See und der früheren Zihl trennt, erreicht, und nun schweift der Blick auf einmal über die weite Ebene des Mooses hinüber in das Amt Aarberg bis an den Frieswilhubel und links hinab in das Bürenamt und in den solothurnischen Bucheggberg. Hinter dieser vorliegenden Landschaft mit ihren Vorbergen erhebt sich stolz der ganze Firnenkranz des Hochgebirges. Da, auf der Höhe rechts von der Straße, zeigt sich am Waldrand, umgeben von schattigen Tannen, plötzlich ein heller, hoher Stein mit der Inschrift:

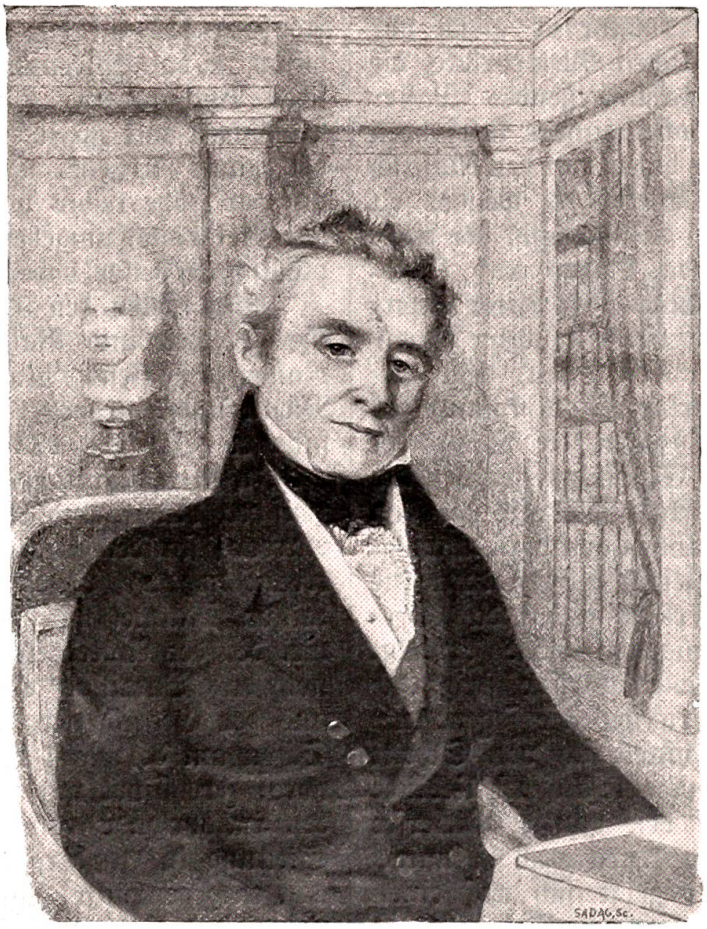
„Hier fielen den 5. März 1798 im Kampfe für Freiheit und Vaterland (folgen dann 14 Namen, meistens Mannschaft aus dem Amt Nidau und Aarberg); dem Andenken der Gefallenen errichtet 1824, renoviert 1885."

In den Märztagen 1798 ging es nämlich zwischen Nidau und Aarberg stürmisch zu. In Aarberg standen Roverea mit seinem Bataillon treugebliebener Waadtländer, dann das Bataillon Manuel mit Mannschaft aus den Gemeinden des Amtes Aarberg, zu welchen später noch das Bataillon Tscharner mit Mannschaft aus der Gegend von Aarau und Brugg stieß. Schon am 3. März hatte der französische General Freyssinet mit Mannschaft der 28. und 32. Halbbrigade von Nidau aus die bernische Stellung in Aarberg alarmiert. Als Roverea ihm entgegenrückte, stand auf dem Kappelenfeld rechts und links von der Straße bereits der Landsturm aus den umliegenden Dörfern meist mit Schlagwaffen versehen. Dieser Haufe wollte nun mit aller Gewalt als Vorhut den Franzosen entgegen. Begreiflich schickte sie Roverea zurück. Allein zwei Tage später, am 5. März, als es hier bei St. Niklaus zum heißen Gefecht kam, da waren die braven Leute und namentlich die Frauen mit ihren Buben wieder da und standen herzhaft im vordersten Feuergefecht. Eine Frau war sogar einer matten feindlichen Kanonenkugel nachgelaufen und brachte sie im Fürtuch den bernischen Kanonieren zu wei-

terem Gebrauch. Die Berner mochten wohl bereits gegen 50 Mann an Toten und Verwundeten verloren und das Gefecht (nach französischem Bericht) sich zu ihren Ungunsten gewendet haben, als eine Staffete von Bern mit der Meldung kam, „Bern sei über". Sofort wurde das Gefecht abgebrochen, worauf die Berner in Ordnung den Rückzug antraten. Von den nachrückenden Franzosen wurde die ganze Gegend jämmerlich ausgeplündert.

Das Dörfchen St. Niklaus mit 112 Einwohnern mag seinen Namen wohl von einer vor der Reformation dort befindlichen Kapelle erhalten haben.

Wollte einer noch vor wenig Jahrzehnten von Nidau weg dem rechten Seeufer folgend etwa nach Erlach oder Ins zu gelangen suchen, so hatte er schwer, einen rechten Weg zu finden, denn nur sozusagen von Haus zu Haus oder von Dorf zu Dorf gab es steinige, ausgewaschene Gassen, so daß noch in den Dreißigerjahren in einem öffentlichen Blatte geradezu gewarnt wurde, ja nicht mit Fuhrwerk durch diese Gegend fahren zu wollen. In neuerer Zeit hat sich aber alles geändert, denn eine schöne breite Straße mit wenig Gefäll führt jetzt über Sutz, Mörigen, Täuffelen, Hagneck, Brüttelen nach Ins, wo nun die Eisenbahnzüge von Bern, Neuenburg und Murten zusammenkommen.



Ferdinand v. Rovéréa.
(Aus Gobat „Histoire de la Suisse", Verlag von F. Zahn, Neuenburg.

Sutz (Soz 1228),

am See gelegen, erreicht man von Nidau aus in etwa ¾ Stunden. Am Hügel hierher des Dorfes, rechter Hand, findet man noch einige Reben, sonst wird von da weg dem See nach, auf Molasse mit alemannischer Ansiedelung, im Gegensatz zum jenseitigen Ufer, wo ausschließlich Rebbau gepflegt wird, der gewöhnliche Ackerbau getrieben, weshalb am Abhang des Jura in Tüscherz und Twann, wenn man vom rechtsseitigen Seeufer spricht, der Ausdruck „im Buureland" gebraucht wird. Sutz mit dem anstoßenden Lattrigen, die zusammen eine Einwohnergemeinde bilden, zählen 375 Einwohner. Hier beginnt wieder der alemannische Holzbau und sind die ältern Häuser mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die frühere Kirchgemeinde von Sutz, die jetzt von Nidau aus bedient wird, und zu der bis 1879 auch das jenseits des Sees liegende Tüscherz und Alfermee gehörten, war in der Grafschaft Nidau gelegen und kam mit dieser 1388 an Bern. Kirchlich gehörte es zum Bistum Lausanne. An den Chorstühlen findet man das Tscharnersche und Thellungsche Wappen. Die „von Sutz" nahmen im 14. Jahrhundert eine angesehene Stellung ein; so war Kuno von Sutz von 1326 bis 1343 in der Burg Nidau Vogt des gleichnamigen Grafen und konnte dessen Bruder dem obgenannten Rudolf IV. den halben Inselgau verkaufen. Von Spuren einer allfälligen Burg will niemand etwas wissen. Eine letzte Spur des früheren Verkehrs quer über den See besteht in der stattlichen Ländte zu Lattrigen; denn bis in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts

ging die Verbindung der bernischen Gemeinden Ligerz, Twann und der Insel mit ihrem Weintransport zu Schiff quer über den See und von da nach Aarberg und Bern, weil von Twann weg nur ein schlechter Saumweg über das früher fürstbischöfliche und von 1798 bis 1815 französische Gebiet von Biel nach Nidau führte.

Der Kampf im Grauholz.
Aus Sutz „Schweizergeschichte", Verlag von F. Zahn, Neuenburg.

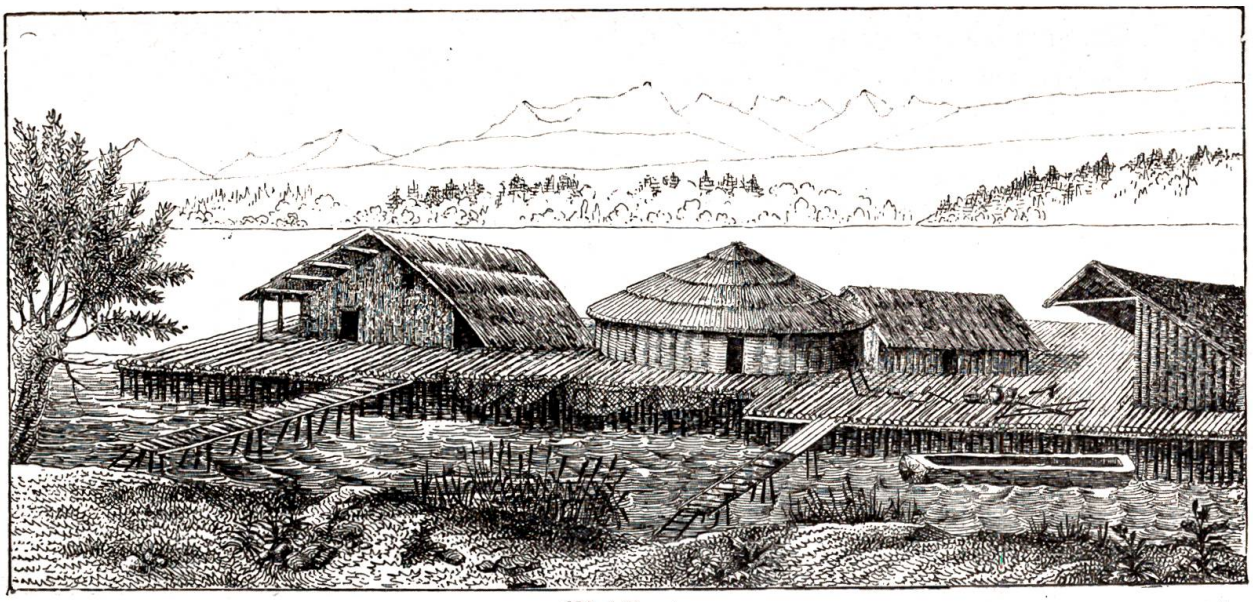
Mörigen (Moringen 1196)

erreicht man von Lattrigen aus in 20 Minuten. Das 193 Einwohner zählende Dörflein, zur Kirchgemeinde Täuffelen gehörig, steckt traulich von alters her mitten in einem Wald von fast alljährlich reichlich abtragenden Obstbäumen. Viel genannt in wissenschaftlichen Kreisen wurde Mörigen bei Anlaß der Senkung des Seespiegels und der dadurch ermöglichten Durchforschung der dortigen Pfahlbauten im Anfang der Siebzigerjahre, welche von den Herren Jenner und Fellenberg bewerkstelligt wurde. Näher am Ufer des sogenannten „Mörigeneggens" befindet sich nämlich eine kleinere Pfahlbaute aus der Steinzeit und etwas weiter im See, mit einer längeren und breiteren Pfahlbrücke verbunden, eine, von über vier Jucharten große, Niederlassung aus der Bronzezeit mit außerordentlich zahlreichen Funden aller Art. An Tierknochen fand man zum Beispiel solche vom braunen Bären, vom Biber, Wildschwein, Edelhirsch, Reh, Hund, Hausschwein, Schaf, Rind und Pferd, und was von Menschenhand hergestellte Gebrauchs- oder Schmuckgegenstände betraf, nämlich sozusagen alles, was die Bronzezeit aufweist; so zeigte sich aus den vorgefundenen Gußmodellen und gröberen Bronzestücken, daß hier auch eine Gießerei für Herstellung der gefundenen Gegenstände bestand. Im Mittelalter erscheint ein angesehenes Geschlecht als Ritter von Mörigen; ein Burkart von Mörigen war Dienstmann des Bischofs Berchtold von Lausanne aus dem Hause Neuenburg; später erscheint im Jahr 1408 ein von Mörigen als Vogt auf Schloß Nidau und als Burger von Bern. Hier waren wie in Sutz-Lattrigen auch die Tscharner von Bern begütert.

An Mörigen vorbei steigt die Straße allmählich und erreicht in einer guten Viertelstunde Gerolfingen (schon 1322 so genannt) mit 400 Einwohnern, dessen Dorfstraße, den früheren Verkehr anzeigend, zum See hinuntergeht. Hier befindet sich eine Pfahlbaute aus der Steinzeit.

Täuffelen (Choufalli 1228)

ist das Pfarrdorf, zu welchem Mörigen und Gerolfingen kirchgenössig sind. Kirche und Pfarrhaus befinden sich auf aussichtsreicher Höhe nach Nord und Süd, über die Seegegend und dem langgezogenen Jura nach, sowie über die Moosgegend und das dahinter liegende Gebiet des Mittellandes bis zu den Alpen. Das Dorf zählt über 500 Einwohner, wovon viele in der dortigen Fabrik Laubscher, welche Familie sich um den Aufschwung der Ortschaft wesentlich verdient gemacht hat, als Uhrmacher Arbeit und Verdienst finden. Aufgefundene Leistenziegel und eine Stelle „auf dem Hochgsträß" im nahen Walde weisen auf römische Niederlassung. Im Mittelalter gehörte Täuffelen nicht zur Herrschaft Nidau, sondern zu der von Erlach, und kam deshalb erst zur Zeit der Burgunderkriege an Bern. Dafür gehörte dann



Pfahlbaute.
(Aus Gobat „Histoire de la Suisse".)

der Kirchensatz nach Nidau. Der Kirchturm erhielt erst im Jahr 1883 seine jetzige Höhe und bei dieser Gelegenheit zum erstenmal ein „Kirchenzeit". Von da an galt der früher in dieser Gegend gebräuchliche Spruch nicht mehr: „Alles hat seine Zeit, nur der Kirchturm von Täuffelen nicht." Dieser Turm enthält drei Glocken, die kleinste, jetzt als Feuerglocke dienend, stammt aus der Zeit vor der Reformation und trägt die Inschrift: „Ave Maria gratia plena, dominus tecum"; und ebenso die zweite: „O rex glorie criste veni nobis cum pace, anno domini 1515" mit dem Bild von Peter und Paul; sie wurde in Zürich gegossen. Die jüngste, welche in Bern gegossen wurde, stammt aus dem Jahr 1624.

Hagneck.

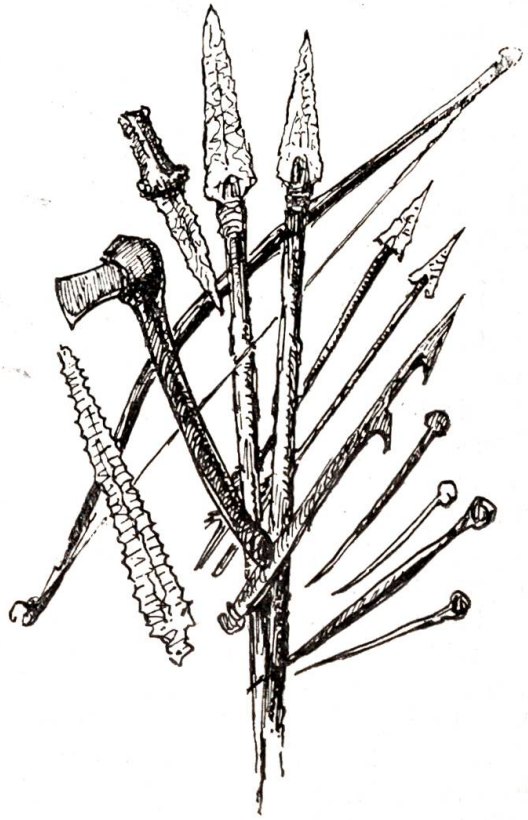
Eine wesentliche Änderung hat die Gegend durch den infolge der Juragewässerkorrektion angelegten, von Aarberg zum Bielersee führenden und hier durchgehenden Aarekanal erfahren. — Neben diesem hier tief eingeschnittenen Kanal befindet sich eine vorrömische, wenn nicht keltische Verschanzung. Das früher abgelegene Dörfchen zählte im Jahr 1764 nur 16 und noch im Jahr 1818 nur 20, jetzt aber 120 Einwohner. Schon vor der Korrektion gab in der wissenschaftlichen Welt Hagneck viel zu reden. Im Laufe der Fünfzigerjahre hatte sich nämlich eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung des dortigen Torfmooses gebildet und letzteres in Bearbeitung genommen. Zu diesem Zweck mußte dasselbe aber entwässert werden, was nach den damaligen Verhältnissen nur durch Anlage eines Tunnels zum See hinunter möglich war. Zu gleicher Zeit sollte dieser Tunnel dann auch als Weg zum Transport des gewonnenen Torfes auf die Schiffe am Landungsplatz dienen. Von einem früheren in ähnlicher Richtung gehenden Tunnel hatte dort kein Mensch, selbst die Wissenschaft nicht, irgend eine Ahnung. Wie erstaunte man aber, als man bei Anlaß der Juragewässerkorrektion in den Siebzigerjahren den großen Hagneckdurchstich, durch welchen jetzt die Aare fließt, in Angriff nahm, auf einen zweiten, früheren, etwas höher als der Torftunnel gelegenen und deshalb nicht angeschnittenen Tunnel stieß! Nach den Untersuchungen des Hrn. Edm. von Fellenberg sel. ergab es sich, daß man es hier mit einem Tunnel aus der Römerzeit her zu tun hatte. Man fand nämlich darin einen römischen Bronzekessel, ein Tongefäß, eine Ahle mit Öhr und eine Pflasterkelle, beide letzteren Geräte aus Eisen. Der vom See gegen das Hagneckmoos ansteigende Gang war 5—6 Fuß hoch, oben 3 Fuß und unten 2 Fuß breit. Derselbe trug, wie dieses vor der

Erfindung des Schießpulvers vorgenommen wurde, Spuren von Anwendung von Feuer. Auch in Siebenbürgen hat man in früheren römischen Bergwerken die Spuren von Feueranwendung zum Mürbemachen der Felsen angetroffen. Auf je 130—150 Fuß Entfernung waren beim Bau senkrechte Schächte in Anwendung gekommen. Die Mündung des Tunnels am See war über dem früheren Hochwasserstand gelegen. Der Tunnel ließ sich nach oben bei 600 Fuß weit verfolgen. Hier verlor er sich aber und konnte man keine obere Mündung entdecken. Gegenwärtig ist durch Aushebung des breiten und tiefen Kanaleinschnittes alles verschwunden. Hatte dieser Tunnel auch Entwässerungszweck oder eine andere Bestimmung? Ist ersteres der Fall, so wäre es möglich, daß man damit die Unterwassersetzung der das Große Moos durchquerenden römischen Militärstraße des sogenannten „Hochgsträßes" von Wiflisburg (Aventicum) nach Tribei (Petinesca) verhindern wollte.

Der Schlüssel zum großartigen Werke der Juragewässerkorrektion, welche 15 Millionen Franken kostete, war bekanntlich die Ableitung der Aare von Aarberg quer durch das Moos und durch den anzulegenden Hagneckeinschnitt in den Bielersee. Noch besteht in der Schweiz kaum ein derartiger Kanal, der einer solchen Wassermenge wie der gewaltigen Aare auf solche Entfernung hin einen künstlichen Weg anweist. Denn der von La Nicca entworfene, unter der Oberleitung des Ingenieurs Gustav Bridel von Biel in Angriff genommene und durch Hrn. von Graffenried von Bern vollendete Aarberg-Bielersee-Kanal ist 8 Kilometer lang, 60 Meter breit und 6 Meter tief. Sein Gefäll über die Mooseben bis nach Hagneck bleibt sich gleich, von da aber nimmt dasselbe zu und stürzt sich die Aare geradezu als Stromschnelle in den See. Die zur Verkehrsverbindung der nun getrennten Bevölkerung zwischen Biel, Nidau und Ins erstellte Kanalbrücke wollte aber nicht halten, denn das durch den Gefällsbruch wild gewordene Wasser nagte an einem fort an dem auf weicher, mit Mergellagern durchzogener Molasse fundierten Widerlager des rechten Ufers, so daß schon zwei Brücken wieder abgetragen und jetzt eine dritte, als Gitterbrücke, erstellt werden mußte. Trotz dieses für Fundamentierung höchst ungünstigen Untergrundes haben die Ingenieure es gleichwohl unternommen, unten beim See einen Teil des Wasserlaufes zu fassen und daselbst ein Elektrizitätswerk von ungefähr 5000 Pferdekräften anzulegen. Die daherige Aktiengesellschaft, an deren Spitze die Firma Brown Boveri steht, verfügt über ein Kapital von etwa 5 Millionen und versieht einen guten Teil des Seelandes und noch weiter bis ins Neuenburgische hinein Ortschaften mit elektrischer Kraft und Beleuchtung.

Gäserz (Gesarz 1250).

Verfolgt man jenseits der obenerwähnten Kanalbrücke die Straße weiter, so erscheint nach einer kleinen Stunde rechts von derselben an sonniger, waldgekrönter Rebhalde das kleine Dörfchen Gäserz mit 47 Einwohnern in 7 Wohnhäusern, welche für sich eine Gemeinde des Amtes Erlach und auch eine der kleinsten des ganzen Kantons bilden. Unten am Dorf

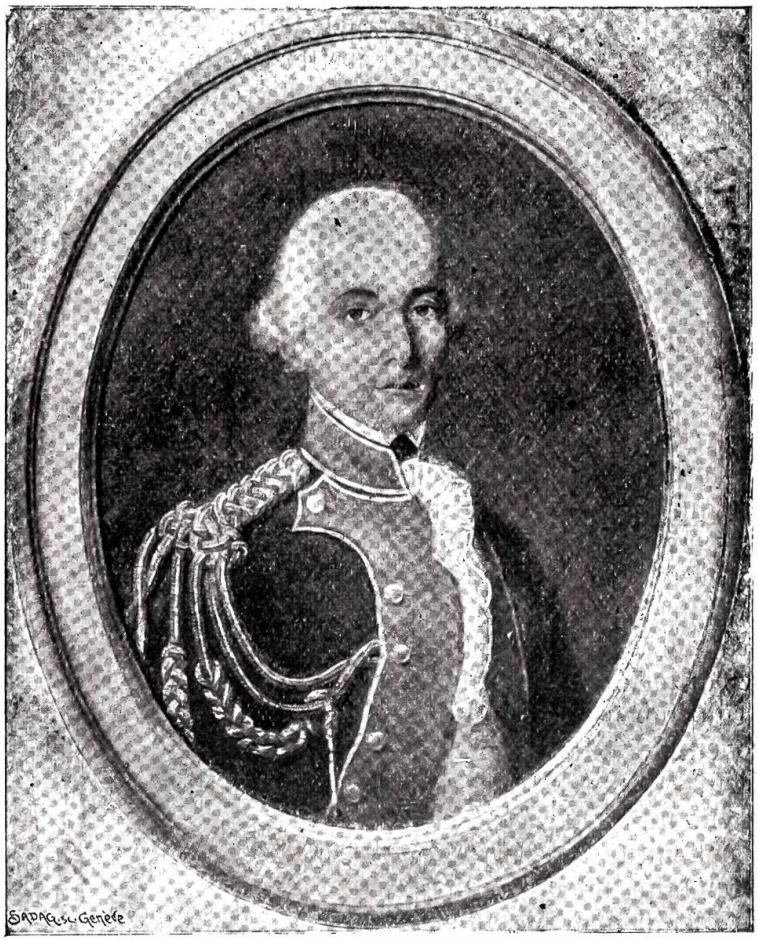


Waffen aus der Pfahlbauzeit, aufgefunden bei Mörigen.

befindet sich ein mit Graben umgebener namenloser Burghügel. Die Ortschaft galt im Mittelalter als eine Freistatt. Einer von Gäserz fiel in der Schlacht bei Grandson. Seine Nachkommen wurden 1476 von der Leibeigenschaft befreit. Von hier erreicht man in kurzem

Brüttelen (Brittinin 1142),

welches zur Kirchgemeinde Ins, Amt Erlach, gehört. Vor Eröffnung der Biel-Ins-Straße war dies ein ziemlich abgelegenes, aber nicht unbekanntes Dorf, welches jetzt 475 Einwohner zählt. Hier fanden sich aus vorrömischer Zeit Reihengräber, in denen der Bestattete einen Stein als Kopfkissen hatte. Im Mittelalter (1148) wird einer jetzt ganz verschwundenen Kirche in Brüttelen erwähnt. 1255, 1381 und 1563 erscheinen die Grafen von Neuenburg, das Kloster Frienisberg, Bern und Peterlingen und später die Herren von Chambrier und Longueville als die hauptsächlichsten Grundeigentümer und Zehntenbesitzer von Brüttelen. In der Geschichte der hiesigen wackern Bauernsame treten namentlich zwei Gebrüder Weber, deren Stammhaus die sogenannte „Fegge" südlich vom Dorf ist, hervor. Der ältere Abraham Weber, geboren 1748, trat als Gemeiner in französische Dienste und kam im Jahr 1793 mit den übrigen Schweizertruppen als Aide-major nach Hause. In den Märztagen 1798 kommandierte er eine Kompagnie des Bataillons Tillier und kämpfte im Grauholz. — Unter der Helvetik war er Generalinspektor der bernischen Truppen, 1806 Major im 3. französischen Schweizerregiment; er starb als Ritter der Ehrenlegion und als bernischer Oberst und Milizinstruktor in den Zwanzigerjahren. Noch ausgezeichneter war der Lebenslauf seines 1752 geborenen jüngeren Bruders Johann. Dieser trat in holländische Dienste und stieg vom Gemeinen, weil er später in die Nationale Armee überging, wo ihm keine bevorzugten Stadtberner die Karriere versperrten, wie dies in den Schweizerregimentern der Fall war, bis zum Grade eines Generalquartiermeisterlieutenants und zum Adjutanten des Prinzen von Oranien, als welcher er in den Neunzigerjahren die Kriege gegen die Franzosen unter Pichegru mitmachte 1796 wurde er entlassen. 1798 war er Adjutant des Obersten Rudolf v. Graffenried und stand am 2. März bei Büren. In der Nacht vom 4. auf 5. März bei Neuenegg war er es, dem es gelang, die von den Franzosen überfallenen bernischen Truppen doch noch einigermaßen beieinander zu behalten. Tags darauf mit frischen Bataillonen versehen, leitete er das Gefecht von Neuenegg und führte er in den vordersten Reihen reitend seine Leute zum letzten siegreichen Sturmangriff gegen die französische dreifache Übermacht. Im Jahr 1799 focht er als Generaladjutant an der Spitze der helvetischen Truppen gegen die ins



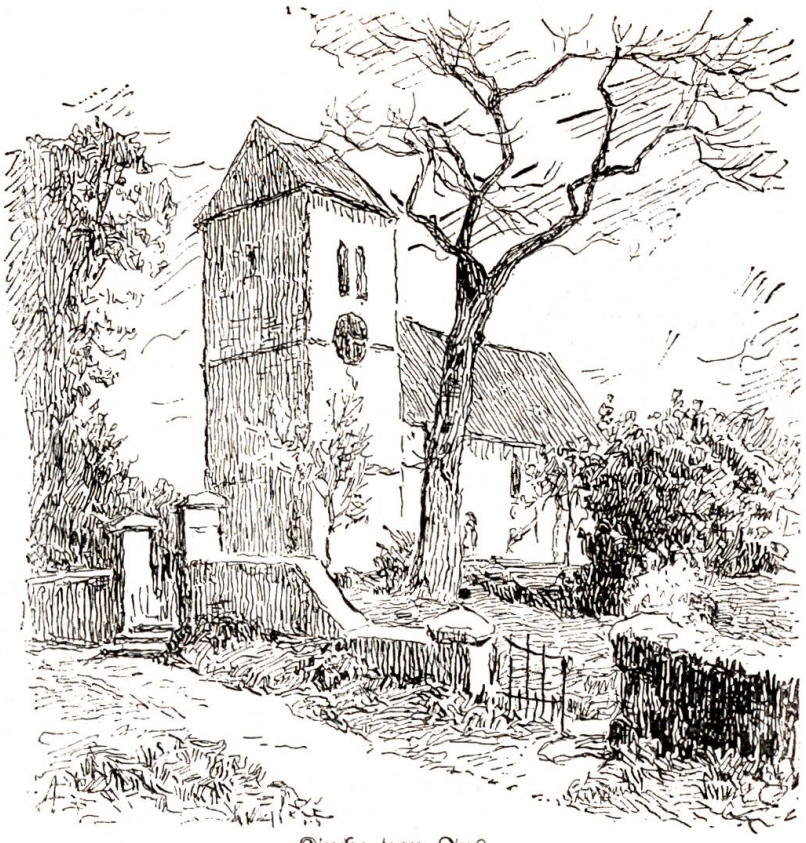
Johann Weber von Brüttelen.
(Aus Sutz, „Schweizergeschichte".)

Land eingedrungenen Österreicher und fiel am 24. Mai bei Frauenfeld, wo ein Gedenkstein jetzt noch an den braven Mann erinnert. Wenige Stunden nach seinem Tode langte seine Ernennung zum General an.

Etwa 10 Minuten oberhalb des Dorfes, in einem lieblichen Seitentälchen, befand sich seinerzeit das im ganzen Kanton und noch weiter wohlbekannte Brüttelenbad mit einer schwachen Mineralquelle. Das Wasser wurde schon früh von den Landleuten zu Heilzwecken benutzt. Aber erst im Jahr 1737 wurde von Fürsprech Kasthofer von Bern ein steinernes Badgebäude errichtet. Im verflossenen Jahrhundert wurde daselbst eine Kaltwasserheilanstalt eingerichtet. Später wurde das Gebäude als Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische benutzt. In den letzten Jahren befindet sich hier eine staatliche Anstalt für Mädchen, deren Erziehung gefährdet war. Sie enthält bei 42 Zöglinge.

In allernächster Nähe befindet sich ein sehr schöner Aussichtspunkt auf die Berner und Freiburger Alpen mit deren Vorland und dem Murtenbiet, sowie über die Juraseen und gegen den Jura zu mit seinem höchsten Gipfel, dem Chasseral, und dem Weißenstein.

In der Nachbarschaft des genannten Dorfes ist ferner bemerkenswert der am dortigen Südabhang des Hügelzuges zu Tage tretende harte Muschelsandstein, dessen Steinbruch seinerzeit großen Absatz für Mühlesteine und Treppenstufen fand. Seit Eröffnung der Gotthardbahn findet die letztere Verwendung aber starke Konkurrenz durch den billiger hierher gelieferten Tessiner Granit. Diese geologische Formation zieht sich in dieser Gegend vom Wistenlacherberg weg über den Jensberg bis zum Krähenberg bei Mett dem Büttenberg zu. — Der harte Brüttelenstein, zur Molasseformation gehörend, wurde schon von den Römern benutzt.

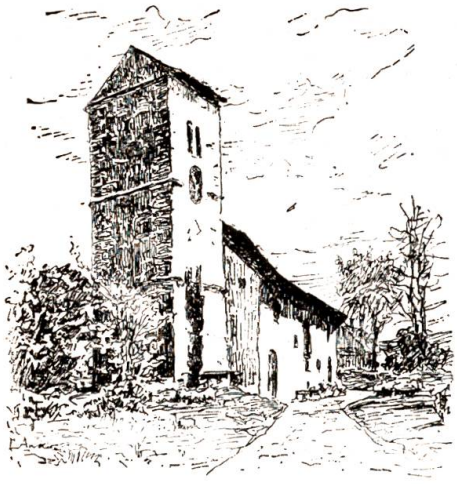


Kirche von Ins.

Ins (Anestra 1009)

ist wohl das stattlichste Dorf des bernischen Seelandes. Von aussichtsreicher Höhe aus beherrscht dasselbe das ganze obere Seeland mit dem Großen Moos, welch letzteres mit Ausnahme des Wistenlacherberges wohl von keinem andern Aussichtspunkt der Art als imposante stundenweite Fläche erscheint wie von hier aus. Ins zählt gegenwärtig in ungefähr 200 Häusern bei 1540 Einwohner, welche meist von Ackerbau, Viehzucht und Rebbau leben. Nördlich von der hochgelegenen altertümlichen Kirche und dem mit Giebeldach und gekuppelten Rundbogenfenstern versehenen Kirchturm erhebt sich ein zweiter Hügel, St. Jodel genannt; es mag dort eine Kapelle des heiligen Jodocus gestanden haben. — Im Walde gegen Vinelz zu sind im Jahre 1848 15 vorrömische Grabhügel abgedeckt worden. Unterhalb des Dorfes fanden sich auch Spuren römischen Bauwerkes, was angesichts des nahen Wiflisburg und der herrlichen Lage der Ortschaft nicht zu verwundern ist.

Ein blutiges Ereignis führt diese Ortschaft in die Geschichte herein, denn im bischöflichen Rodel von Lausanne, welchen der damalige Bischof, ein von Estavayer, im Jahr 1228 über die Pfarreien seines Bistums aufnehmen ließ, wird gemeldet, daß im Jahr 851 David, Bischof von Lausanne,



Kirche von Ins.

in Anes neben dem Bache, der durch das Dorf fließt, bei einem großen Stein von einem Herrn von Tegerfeld ermordet worden sei. Der Grund wird nicht angegeben. — Sowohl die Abtei von St. Moritz im Wallis, als auch St. Johannsen, Fontaines St-André im Neuenburgischen, das Priorat auf der Insel, Gottstatt u. s. w. hatten im früheren Mittelalter Güter und Zehnten in Ins. Oberherr über Grund und Boden waren aber die Grafen von Neuenburg. Im Jahr 1166—1277 gab es Ritter von Ins als neuenburgische Dienstmannen. — Auf Weihnacht 1375 bei Anlaß des Guglereinfalles wurden die Engländer — nachdem sie schon bis Fontaines St-André bei St-Blaise vorgedrungen waren — hier in Ins — und nicht in Jens am Jensberg, wie einige Forscher meinen — von der Mannschaft von Laupen, Aarberg, Nidau und Bern nachts überfallen und 300 Mann derselben erschlagen. „Mit Hengst und Harnisch und etlich Gefangenen" zogen die Berner im Triumph nach Hause, um bald darauf mit gleichem Erfolge die Engländer im Kloster Fraubrunnen zu überfallen. Während um diese Zeit der Adel des ganzen Landes sich feig hinter den Mauern seiner festen Schlösser verborgen hielt und das Land von diesen fremden Kriegsbanden ungehindert plündern und verheeren ließ, da war es vor allem Bern mit seinen Angehörigen, welche dem Feinde entgegen zu treten wagten. Das Ansehen der Stadt stieg deshalb um so mehr, und stammt aus jener Zeit das stolze Volkslied:

„Bern ist ein Haupt der Burgunder Kron'*),
Freier Städte ein mächtig Lohn;
Alles tütsch Land soll sie prisen,
Die Jungen und die Wyßen (Alten) ꝛc. ꝛc.
Sin' Find fand er zu Ins,
Denen gab er den Todeszins — — und weiter:
In Engelland und Frankenrych
Die Wittwen schrüwen alle glych:
Ach Jammer, Ach und Weh!
Gan Bern soll keiner reisen meh." *)

Ein Jahrhundert später, im Jahr 1476, waren es wieder die Inser mit dem übrigen Seeländerlandsturm, Männer und Weiber, welche den während der Belagerung Murtens von Stäffis und Cudrefin her über die Broye vorgedrungenen Grafen von Romont zurücktrieben. Wäre dies nicht geschehen, so hätte dieses burgundische Korps ohne Hindernis bis tief ins Herz des Bernbietes zwischen Aarberg und Nidau eindringen können. Von den oberhalb Montilier lagernden Burgundern wurde Kerzers verbrannt. Noch jetzt wächst dort eine kecke Mannschaft, mit welcher im Ernstfall nicht zu spaßen wäre.

Ins hatte im frühen Mittelalter eine eigene Kirche, nachher wurde es nur eine Filiale von Gampelen. Im 15. Jahrhundert wurde aber Ins zur Hauptkirche und Gampelen zur bloßen Filiale. 1485 kam dieselbe an das Vinzenzenstift in Bern. Dreißig Jahre vorher war sie in traurigem Zustande, denn im Visitationsbericht des Jahres 1453 hieß es von ihr: „Die Monstranz ist schadhaft, das ewige Licht brennt nicht immer, der Boden ermangelt des Pflasters, die Farbe der Kanzel ist verblichen, ein Fenster ohne Glas, die Stufe vor dem Altar ist beschädigt und das Holzwerk des Glockenturms schadhaft, die Mauer des Kirchhofs dürftig, das Weihwasserbecken ist nicht mehr vorhanden." Nach der Reformation hat es ohne Zweifel gebessert. Im Jahr 1740 wurde das Einkommen des Pfarrers auf Fr. 12,000 geschätzt.

Ins wurde zu verschiedenen Malen durch Feuersbrünste arg mitgenommen, so im Jahr 1562, 1655, 1798 und 1849. Heute sind die hart aneinander gebauten alten seeländischen

*) Klein- und Aarburgund hieß im Mittelalter das Land rechts und links von der Aare.

*) „Reisen" bedeutete damals so viel als „in Krieg ziehen", daher wir noch heute die Worte Reislaufen, Reismusketen haben.

Strohhäuser am Verschwinden. In neuerer Zeit hat sich auch die Umgebung infolge der Entsumpfung wesentlich geändert. Der Staat besitzt nämlich jetzt im Amt Erlach bei 3000 Jucharten Land, welches mit Ausnahme desjenigen bei St. Johannsen zum größten Teil zwischen Ins, dem Neuenburgersee und der Broye liegt und von der neuen dort errichteten Strafanstalt bearbeitet wird. Die Männerarbeitsanstalt St. Johannsen-Ins zählte im Jahr 1902 bei 140 Köpfe, und in dem neuerstandenen Witzwil als Zucht-, Korrektions- und Zwangsarbeitsanstalt waren bei 130 Sträflinge enthalten. Auf diesem nun urbarisierten Moosboden erntete die Männerarbeitsanstalt St. Johannsen-Ins z. B. schon im Jahr 1900 an Heu und Emd 1100 Klafter, an Getreide 26,480 Garben, an Kartoffeln 16,880 Körbe, an Runkeln, Rüben und Rübli 7695 Körbe, an Zuckerrüben 370 Zentner. An Rindvieh zählte man 244, an Pferden 62 und an Schweinen 115 Stück. Der Milchertrag war 340,000 Liter. Die Strafanstalt Witzwil erntete an Heu und Emd 1520 Klafter, an Getreide 71,000 Garben, an Kartoffeln 6800 Zentner und an Rüben und Rübli 1690 Zentner. Der Viehstand zählte bei 400 Stück. So sind schon viele Hunderte von Jucharten, wo sonst nichts als Lische war, zum Abtrag gebracht worden. Alljährlich wird noch immer mehr Moosboden zu Kulturland gemacht. Da kann man mit Recht sagen, das heutige Seeland sieht anders aus als das alte. Wohltätig wirkt hier auf dem Moos auch der sogenannte Tannenhof als Anstalt für Arbeitslose. Das von den früheren Eisenbahnen etwas abgefahrene Ins, durch welches Dorf sonst ein starker Verkehr von Neuenburg nach Murten und Bern gegangen war, ist in allerletzter Zeit durch Erstellung der direkten Linie Neuenburg-Bern und durch die Einmündung der Freiburg-Murten-Bahn wieder zu bedeutenderem Verkehr gekommen. Ins hat seit mehreren Jahren auch eine Sekundarschule. Hier ist bekanntlich die Heimat und der Wohnsitz unseres Malers Albert Anker*), der wie keiner den Namen des Gotthelfs der Palette verdient.

*) Die beiden Ansichten der Kirche von Ins sind Originalzeichnungen von Meister Anker.

Die Hosen tragen.

Viele unserer Leser glauben gewiß, daß diese sowohl in Spanien als in Frankreich und auch in der Schweiz gebräuchliche Redensart bloß eine zufällige sei. Das ist nun nicht der Fall. Dieser Redensart liegt eine wirkliche Begebenheit zu grunde, wie in allen Überlieferungen zu lesen ist: Meister Hain betrieb ein gutes Handwerk, er war Flickschneider. Dafür hatte er aber als Frau die widerwärtigste, böseste Megäre, die es in der Welt gab. Verlangte er Kartoffeln, durfte er sicher sein, Erbsen zu erhalten; verlangte er Erbsen, so waren Kartoffeln sein Los; für alles war es so, und vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hörte man in diesem Hause nichts als Zank, Streit und Schimpfworte.

Eines Tages wurde in der Markthalle eine Menge Fische zu billigen Preisen verkauft. Meister Hain hoffte, billig zu einem guten Essen zu kommen, und schickte seine Frau, ihm ein Gericht Fische zu kaufen.

„Was willst du für Fische haben, Salz- oder Süßwasserfische?"

„Meerfische, teure Freundin."

Daraufhin ergriff Frau Anieuse einen Teller, schob ihn unter den Mantel und verschwand.

Einen Augenblick nachher erschien sie mit einer Schüssel voll — Spinat.

„Ei der Tausend, Frau! Du warst nicht lange fort", rief Meister Hain, als sie ins Zimmer trat. „Was hast du Feines mitgebracht? einen Seehund oder eine Meerschlange?"

„Pfui über solches Getier, mir graust es davor! Glaubst du, daß ich mich und dich vergiften will mit faulen Fischen? Der gestrige Witterungsumschlag hat die Fische verdorben, es war ein solch bestialischer Gestank, daß es mir ganz schlecht davon wurde."

„Was, die Fische verdorben? Ich sah sie heute vorbeitragen, so frisch, wie eben erst aus dem Wasser gezogen."

„Ich wäre sehr erstaunt, wenn es mir ein einziges Mal gelungen wäre, dich zufrieden zu stellen," bemerkte Frau Anieuse giftig; „nein, wirklich, nie hat man einen solchen Mann gesehen, der nichts tut als schimpfen und dem nie etwas recht ist. Am Ende verliere ich die Geduld. Da, du Lump, kauf' dir dein Essen selber und koche

es nach deinem Geschmack, ich aber begehre nichts davon!" So sprechend, warf sie den Spinat mit der Schüssel in den Hof.

Natürlich gab es daraufhin einen erbitterten Kampf, und das Haus erdröhnte unter dem Geschrei und dem Gezeter der Ehegatten.

Plötzlich verstummte Meister Hain, und den Augenblick benutzend, als Frau Anieuse Luft schöpfen mußte, um weiter zu räsonieren, sagte er:

„Anieuse, du willst regieren und ich meinerseits will auch regieren; solange wir uns über diesen Punkt nicht einigen können, werden wir niemals Frieden haben. Wir müssen uns nun einmal endgültig darüber aussprechen und verständigen; da aber weder du noch ich nachgeben will, so müssen wir die Sache ausfechten."

So sprechend, nahm er vom Schneidertische eine Hose, an der er gerade gearbeitet hatte, und warf sie mitten in den Hof.

„Wir werden nun um die Hose kämpfen; und, wohlverstanden, der sich im Besitz der Hose befindliche Teil ist Herr und Meister im Haus, während der andere Teil sich in Gehorsam zu unterziehen hat."

„Mit Vergnügen", ruft Anieuse, voll Kampfeslust die Rockärmel aufstülpend.

Um aber den Sieg und die damit verbundenen Vorteile richtig festzusetzen, holten sie als Zeugen die Gevatterin Aupais und den Nachbar Simon. Die Sachlage wurde ihnen klar gemacht; vergeblich versuchten sie sich dagegen aufzulehnen und die Ehegatten auszusöhnen.

„Der Krieg ist erklärt," rief die Megäre, „da ist keine Verständigung mehr möglich! Da heißt es ‚siegen oder unterliegen'; wir werden unsere Pflicht tun, tut auch die eurige."

Simon, von der Unmöglichkeit einer Versöhnung überzeugt, begann sein Amt als Richter, indem er den Kämpfenden den Gebrauch jeglicher Waffe, mit Ausnahme der Hände, untersagte und sich mit der Base Aupais in einen Winkel zurückzog, um die Kämpfenden zu überwachen und sein Urteil zu sprechen.

Der Hof war groß und vollständig frei für die beiden Kämpfer.

Anieuse stürzte sich zuerst auf ihren Gatten, ihn mit Schimpfworten und Schlägen niederschmetternd.

„Nimm das, du Lump", schnaubte sie, indem sie ihm zwei kräftige Faustschläge versetzte.

„Für dich, du schlechte Person", antwortete dieser mit einer schallenden Ohrfeige.

Ein jeder suchte nun, dem andern die Hose zu entreißen. Meister Hain zog auf der einen, Frau Anieuse auf der andern Seite; die Hose zerreißt; man sucht, beide Stücke zu erhaschen, welche sich bald in viele Stücke zerteilen; die Fetzen fliegen mit den Schimpfnamen durch die Luft, während die zärtlichen Gatten sich mit Nägeln und Faustbieben verkratzen und verschlagen.

Frau Anieuse ist es gelungen, ihren Mann bei der Mähne zu erwischen; sie krallt sich fest und schreit:

„Jetzt halte ich dich, du Lump! Du entkommst mir nicht mehr!"

Sie riß und zerrte ihn mit solcher Wucht, daß sie auf dem Punkt war, ihn niederzureißen und dadurch den Sieg davonzutragen.

„Mut, Meister Hain, Mut!" schrie die Base Aupais.

„Base," sagte Nachbar Simon, indem er seinen Stock erhob, „wenn du deine verwünschte Zunge nicht im Zaum halten kannst, so fallen sie über uns her. Vergiß nicht, daß wir Unparteiische sind."

Mit Anspannen seiner letzten Kraft war es Meister Hain gelungen, sich den Krallen seiner Frau zu entwinden und sie, flammend vor Zorn, mit kräftigem Ruck gegen die Mauer zu drängen; hinter ihr stand zufällig ein Wassersammler, welcher vom Regen der letzten Nacht bis zum Rand gefüllt war; ein kühner Ruck, und die Megäre fiel rücklings hinein. Meister Hain ließ sie sofort los, stürzte sich auf die zerstreuten Überbleibsel der Hose und brachte sie triumphierend den Schiedsrichtern.

Frau Anieuse machte unterdessen die größten Anstrengungen, sich aus dem Wasserbehälter hinauszuarbeiten; es wollte ihr nicht gelingen, und sie war genötigt, Simon um Hülfe anzurufen.

„Bekennt Ihr euch als besiegt?" fragte er sie; „versprecht Ihr, in Zukunft Euerm Manne untertan zu sein, ihm in allen Stücken Gehorsam zu leisten und nie etwas zu tun, was er Euch verboten hat?"

Anieuse verweigerte jede Antwort trotz ihrer kritischen Lage und wollte sich nicht unterziehen; darauf erklärte ihr Base Aupais, daß nach dem Gesetz des Zweikampfes sie nur mit ausdrücklicher

Erlaubnis des Siegers aus ihrer peinlichen Lage befreit werden dürfe. Grollend unterzog sie sich und gelobte vollständige Unterwerfung. Daraufhin wurde sie aus dem Wasser gezogen und in ihr Zimmer geführt, wo die beiden Gatten sich aussöhnten Während einigen Tagen war sie wie geschlagen und ging still und stumm herum; nach und nach fand sie sich in ihr Schicksal; und sie hielt ihr Gelübde, widersprach ihrem Manne nie mehr und tat ihm zulieb, was sie ihm an den Augen absehen konnte.

Seit diesem Tage heißt es, daß wer im Hause befiehlt, sei es nun Mann oder Frau, die Hosen trägt.

Meiner Tochter Mitgift.

(Nachdruck verboten.)

„Also mein lieber Jan, was gibt es denn eigentlich? Du stehst hier vor mir wie ein Stück Holz, drehst deine Kappe in den Händen herum und balancierst bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuß, wie der Storch auf des Nachbars Dache."

„Ja, das ist wohl wahr, Meister Rhenoster; aber ich kann es doch nicht sagen."

„Laß nur hören; aber erst setze dich auf den Schemel hier und sprich vernünftig, damit man dich nicht für dumm hält."

„Alle Wetter, Meister! — Nicht wahr, Mine-Guite ist doch sehr schön?"

„Du scheinst mir keinen schlechten Geschmack zu haben; wo hinaus willst du damit?"

„Meiner Seel, da Sie es durchaus wollen, nehme ich meine ganze Courage und sage Ihnen: Meister Rhenoster, ich — ich — —"

„Was, ich — ich —?"

„Ich liebe Ihre Tochter! — Sind Sie böse darüber?"

„Warum soll ich darüber böse sein; ich liebe sie ja auch. Jedermann hat meine Tochter gerne, nicht wahr?"

„Das ist schon richtig; aber Meister, ich — ich liebe sie nicht so wie die andern. Verstehen Sie mich?"

„Wie, was meinst du damit?"

„Meiner Six!" schrie Jan, sich zu einem heroischen Entschluß aufraffend, „was soll ich da lang erzählen, Meister? Geben Sie mir Ihre Tochter Mine-Guite zur Frau! — Jetzt ist es überstanden."

Meister Rhenoster nimmt die Brille von der Nase und legt sie auf den Arbeitstisch gleich neben den Pfriem; dann schüttelt er seine Lederschürze aus und wirft einen forschenden Blick in den hinteren Teil des zugleich als Werkstatt dienenden Gewölbes. Dort sitzt ein junges Mädchen von 17—18 Jahren, schön wie eine Rafaelsche Madonna, mit blondem, lockigem Haar und klaren, azurblauen Augen; die letzteren hält sie auf eine Stickerei niedergeschlagen. Wie es wohl gekommen sein mag, daß die sonst etwas bleichen Wangen von einem intensiven Karmin überhaucht waren und einer erblühenden Monatsrose glichen, wird gewiß jedermann leicht erraten.

Als der Vater ihr eine kleine Weile still zugeschaut, greift er wieder zu seinem Handwerkszeug, und ohne eine Silbe zu sprechen, arbeitet er lustig drauf los.

Nach Verlauf von weiteren peinlichen zehn Minuten faßte sich Jan noch einmal Mut zu der Frage:

„Mißfällt Ihnen mein Antrag, Meister? Sie antworten ja gar nicht!"

„Was soll ich dir denn antworten, armer Teufel. Weißt du, über manche Sachen kann ich nichts sagen, denn sowie ich den Mund aufmachen will, zieht es ihn mir immer wieder zusammen, als ob ich eine grüne Wispel drin hätte." Und sich an seine Tochter wendend fügt er hinzu: „Mine-Guite, hast du heute schon meinen Garten begossen?"

„Noch nicht, Vater."

Bevor Mine-Guite diese kurze Antwort beendet und ihre großen blauen Augen wieder auf die Stickerei niedergeschlagen, war Meister Rhenoster schon von seinem Dreibein aufgesprungen und ergriff eine Wasserkaraffe. Um seinen Garten zu begießen, brauchte er den Arm nur über den schmalen Arbeitstisch auszustrecken, denn der Garten bestand aus einer fußbreiten und drei Fuß langen Kiste, in welcher